

(Nachdruck verboten.)

Tobelvolk.

123

Eine Dorfgeschichte von Paul Jig.

Da fühlte der draußen, daß ihn die Kraft verließ, sich länger schwindelfrei auf dem nebelseuchten Baum zu halten. Mehr fallend als gleitend kam er zu Boden, zog die Stiefel aus, suchte etwas und schließlich dann unhörbar die Treppe hinauf. Vor der Stubentür horchte er noch eine Weile, und da hörte er seine Frau sagen: „Ich hab' an Dir den Stallgeruch so gern!“ Als er aber plötzlich unter der Schwelle stand, fuhr das Paar husch! auseinander, das Weib fiel mit einem markerschütternden Schrei: „Barmherziger Gott!“ in die Knie, und eh' der andere das hindern konnte, hatte ihr Mann schon „für alles Künftige“ Rache genommen. Sein Messer drang ihr bis ans Hest in die Brust. — So ungefähr hatte es Jakob Wettstein seinen Richtern gebeichtet. Die übereilte Tat bereute er nicht. Auf alle Vorhaltungen, daß er in blinder Wut gehandelt, eine Schuldlose getroffen habe, schüttelte er stets heiser wissend, das Haupt: „Es wäre doch einmal „so weit“ gekommen, das kann ich beschwören.“ Sein Argwohn aber stammte von der Stunde her, da sein Weib sich ihm unter religiösem Vorwand zu versagen anfing. Weiter konnte er nichts gegen sie vorbringen. Weil schließlich das Opfer doch noch das Leben behielt, kam er mit der gelinden Strafe von fünf Jahren Gefängnis davon. Unterdessen verlor er jedoch Frau und Kind zugleich, indem sich diese von ihm scheiden ließ und mit den Kindern nach Amerika auswanderte, wohin ihr der anhängliche Bruder folgte. Für den gefangenen armen Teufel lagen einige tausend Franken bei der Vormundschaft bereit. — Und das war denn auch alles, was von seinem einstigen Glück und Wohlstand übrig blieb. Mit diesem Geld kaufte er sich ungeachtet aller wohlmeinenden Ratschläge, den Ort zu verlassen, jene Hütte im Nied, die einstmal als herrschaftliches Badhaus gedient hatte, tagelöhnerte einige Zeit wider Willen von Haus zu Haus und kam in den Augen der Leute jedes Jahr mehr auf den Hund, bis er schließlich sein Leben nur noch von Almosen zu fristen vermochte. —

Heinrich Anderegg war zwar in seiner Erzählung getreu von diesem Schicksal ausgegangen, aber sein Held hatte deswegen doch ganz andere Züge als jene, welche die Galdensteiner an ihrem verkommenen Mitbürger zu sehen pflegten. Nicht ein Zerbrochener, in Schwachsinn gefallener Wicht war sein „Philosoph“, sondern im Gegenteil ein starker Selbstüberwinder, der die zerstörenden Leidenschaften seiner Brust langsam erstickte, zur trostreichen Mutter Natur seine Zuflucht nahm und die Menschen floh, um sich selbst zu finden. In Kirchen und Bettstuben setzte er nie einen Fuß mehr. Seine Liebe jedoch, ohne welche nun einmal eine gute Seele nicht fortkommen kann, schenkte er den Kindern im Dorf. Den Mädchen flocht er hübsche kleine Stroh- oder Weidenkörbchen, den Buben verfertigte er Schleudern und Angelgerät, unterwies sie im Fischfang und überließ ihnen sogar seine eigene Beute. Sie durften ihn necken, mit Schneebällen werfen — er lächelte dazu, und nur, wo etwa ein paar allzu dreiste Bursche seine Langmut erschöpften, erhob er warnend den Finger oder lief, so schnell er konnte, seiner Hütte zu. Nie führte er einen Streich gegen seine Bedränger. Und deshalb wurde er von zweifelhaften Menschenkennern als ein vollendetes Narr angesehen, während er in Wahrheit ein Held der Güte und Entsagung war — kurz, der rechte Philosoph, im Geist hoch über all denen wandelnd, die ihn verachteten, — hoch über ihrem Vienenfleiß und all ihren sonstigen Begierden. Diese innere Kraft verließ ihn erst, als er, seiner herrlichen Freiheit durch behördlichen Spruch beraubt, ins Armenhaus geschafft wurde. Da hatte sein Leben plötzlich jeden Sinn verloren — er mochte es nicht mehr weiter tragen.

Bei seinem Tode war wohl kaum ein Auge naß geworden, aber jetzt, unter des Dichters Wünschelrute, flossen die Tränen der Galdensteiner, als sei je nachdem Herzen ein Vater oder Großvater gestorben. Wo Heinrich Anderegg sich in diesen Tagen zeigte, traf er stumme oder lebendige Ehrfurcht an; den Frauen insbesondere erschien er weise wie Salomon, und manche Hand sehnte sich, die seinige zu drücken. Auf einem Abend vor dem Feste, als er nach viertägiger Pause wieder

in den Steinbock kam, trat ihm der Posthalter mit berechneter Feierlichkeit entgegen und sagte laut: „Alle Achtung, da haben Sie ein gutes Werk getan. Es gibt nur eine Stimme!“ In ähnlicher Weise, doch mit mehr Zurückhaltung, begrüßten ihn der Doktor und der Notar. Nur der Kantonsrat vermied es andauernd, Wort und Blick auf ihn zu richten. Was Heinrich jedoch weit mehr beunruhigte, war die Gegenwart des jungen Herrn Stadler, der sich kalt und steif gegen ihn verbeugte. Heinrich hatte gehofft, ihn während der Ferien zum Freund zu gewinnen. Doch die ersten mit ihm gewechselten Reden überzeugten ihn schon, daß weit mehr Aussicht für ein gegenteiliges Verhältnis bestand.

Was war da vorgefallen? Eine geschlagene Stunde wartete er vergeblich auf Elisabeths Erscheinen. Da konnte er die Ungewißheit nicht länger ertragen, ging hinaus und suchte in dem verabredeten Versteck nach einem schriftlichen Zeichen. Wirklich fand er eine Nachricht des Inhalts: „Um neun an der Wolfshalde.“ Sonach begab er sich zuversichtlich nach Haus.

Heinrich hatte sich noch nicht entschließen können, seinen Leuten von der bevorstehenden Uebersiedelung nach Treustadt zu sprechen. Aber noch in dieser Stunde wollte er's tun. Trodem Marei zweifellos ihren Eltern von jener fatalen Begegnung am Bahnhof erzählt hatte, konnte er in deren Verhalten zu ihm keine Veränderung wahrnehmen. Nur sie selbst ließ sich seither zu Hause nicht mehr blicken. Das tat ihm nur insofern leid, als er im Grunde gern jenes „berühmte Wort“ mit ihr gesprochen hätte, womit sich junge Männer in ähnlicher Lage meistens aus der Schlinge zu ziehen suchen. Er war denn doch nicht leichtsinnig genug, um diesen stummen Abbruch der Beziehungen als endgültig hinzunehmen. Das Schlafen hatte er beinahe verlernt, die Arbeit stockte. Etliche Male war er schon drauf und dran, das Mädchen in der Stadt aufzusuchen, denn schreiben durfte er ihr nicht, weil der Brief zu leicht ein Verräter werden konnte. Dann hatte er sogar daran gedacht, mit der Base zu sprechen. Dieser war die Liebhaft in ihrem Hause nicht verborgen geblieben, denn Marei hatte sich — einmal eins mit ihm — bald keinen Zwang mehr angetan, so sehr er sie hat, das Verhältnis geheim zu halten. Es kam vor, daß sie ihn vor den Augen der Eltern umhalste, küßte, auf seine Knie hopfte und ihm Süßigkeiten in den Mund steckte. Die ersten Male wehrte er sich schroff dagegen, aus Scham vor den Alten, die jedoch zu seiner Verwunderung gute Miene zu diesem Spiele machten, vor allen Dingen nie ein ernstes oder spaßiges Wort darüber verloren. So ließ er's schließlich gehen, wie das Mädchen wollte. Er war nämlich viel zu harmlos, um ihre List zu durchschauen. Erst nach dem Bruch fing er an, sich Gedanken darüber zu machen, welche Absichten Marei mit ihm begehrt haben mochte. Ueberspannte Hoffnungen hatte sie nie verlauten lassen, sogar durchaus vermieden, ihn an irgend eine noch so geringe Pflicht und Folge zu mahnen oder Zukunftspläne mit ihm auszuheben. Darum war ihm letzten Endes der Umgang mit ihr nur als ein fröhliches Zwischenpiel erschienen, das eben gerade so lange dauern durfte, als es beiden gefiel. Aber tiefer in seinem Innern wirkte gegen alle Bedenken und Gewissensnöte das einschläfernde Gift der Erkenntnis: „Sie ist zu mir gekommen, ich konnte nichts mehr an ihr verderben!“

War es nun wirklich zu Ende? Er hätte viel, o viel darum gegeben und noch mehr verheißt! Marei wußte ja nun, wohin sie wollte. Was konnte sie gegen ihn im Schilde führen? Zwar — ihre Eitelkeit war mächtiger als die Vernunft, und im gleichen Maße unterlag vielleicht die Scham ihren Rachegehrn. Vielleicht hatte sie schon —? Doch nein, sie mußte sich sagen, daß dabei nichts zu gewinnen, aber viel zu verlieren war. Gewiß hatte ihr die Mutter, die für Heinrich ehrgeizig schien, in diesem Sinne zugesprochen. Nun sollte vielleicht erst einmal Gras über die leidige Geschichte wachsen? Es gab wirklich keinen anderen Ausweg, als klipp und klar mit der Base zu reden. Ohne weiteren Verzug. Aber kaum zu Hause angekommen, mußte er wieder einmal erfahren, daß seine guten Vorsätze unter feindlichem Stern erwachten. Marei saß am Tisch, noch mit Gut und Tadel angetan. Die Base ging eben wortlos mit verweinter, störrischer Miene an ihm vorbei in den Saal. Und das war entschieden von übelster Vorbedeutung.

„Du bist da?“ sagte er, an der Tür stehend bleibend. Es überlief ihn plötzlich ein kalter Schauer, obwohl sie ihn noch gar nicht angesehen hatte. Sogar ihr Gesicht blieb ihm verborgen unter dem großen Hut mit unechten Straußenfedern.

„O ja, denn ich muß mit Dir reden!“ erwiderte sie, zögernd, rasch beide Handschuhe aus und sah ihm, noch bleicher, als sie sonst war, furchtlos ins Gesicht. Gegen diesen Ueberfall war er nicht gewaffnet. Zwar wollte ihn bedürfen, daß, wenn er jetzt den Spieß umdrehte, ihre tragische Miene mit einem kalten Hohnlachen zerrisse und frech auftrumpfte: „Ich dächte, wir zwei wären fertig miteinander!“ so hätte er das Mädchen mit einem Schlag für seine Abfichten süßsam gemacht. Doch diese kühle Ueberlegung geschah in einer Höhe der Menschenverachtung, zu der sich die empfindsame, mitleidige Seele nicht auftraffen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Wunder der Elster.

(Schluß.)

Nun aber geschah es am heiligen Ostertage, daß Meister Jacques Coquedouille, ein angesehenener Bürger der Stadt, durch den Spalt eines Fensterladens aus seinem Hause schaute und auf der hügeligen Straße das Gewimmel der Pilger erblickte. Sie zogen heim, zufrieden ob des erlangten Ablasses, und bei ihrem Anblick wuchs seine Verehrung für die schwarze Muttergottes beträchtlich. Denn er war der Meinung, daß eine so viel besuchte Dame sehr mächtig sein müßte. Er war alt und setzte seine Hoffnung nur noch auf Gott. Doch er zweifelte an seinem ewigen Heil, mahen er sich entsam, Witwen und Waisen erbarungslos beraubt zu haben. Desgleichen hatte er Florent Guillaume kürzlich um seine Schreistube „zur Jungfrau“ gebracht. Er ließ Geld zu hohen Zinsen auf sichere Pfänder aus. Daran darf man zwar nicht schließen, daß er ein Wucherer war, denn er war Christ und die Juden allein trieben Wucher, und — wenn man will — auch die Lombarden und die von Cahors. Jacques Coquedouille hielt es ganz anders als die Juden. Er sagte nicht, wie Jakob, Ephraim und Manasse: „Ich leihe Dir Geld“, sondern: „Ich tue Geld in Deinen Handel.“ Das war etwas ganz anderes. Denn Wucher und Geldverleihen um Zinsen verbot die Kirche; der Handel aber war erlaubt und gestattet. Und dennoch empfand Jacques Coquedouille Reue bei dem Gedanken, eine große Zahl von Christen in Elend und Verzweiflung gestürzt zu haben. Er dachte an die göttliche Gerechtigkeit, die über seinem Haupte schwebte, und an diesem heiligen Ostertage kam er auf den Einfall, sich für das jüngste Gericht die Huld unserer lieben Frau zu sichern. Er meinte, sie würde vor dem Richterstuhl ihres göttlichen Sohnes seine Fürsprecherin sein, sofern er ihr die Gerichtskosten bezahlte. So trat er denn an die große Truhe, darin sein Gold beschloffen war, und öffnete sie. Sie war voll von Engeltalern, Florinen, Sterlings, Nobeln, Goldkronen, Salbe- und Sonnentalern, sowie allen christlichen und sarazenischen Münzen. Scufzend nahm er zwölf goldene Groschen heraus und legte sie auf den Tisch, der mit Bogen, Feilen, Scheren, Goldwagen und Kontobüchern bedeckt war, schloß die Truhe dreimal zu, zählte seine Goldheller zweimal, blickte sie lange verliebt an und richtete so liebliche, freundliche, artige, ehrerbietige, anmuthige und höfliche Worte an sie, daß es mehr himmlischer Rusfel denn menschlicher Sprache glich.

„Oh, ihr Lämmlein!“ seufzte der gute Alte, „oh, meine lieben Lämmlein! Oh, meine schönen, kostbaren, goldenen, dichtschießigen Schafe!“

Und er nahm die Münzen zwischen die Finger, so ehrfurchtsvoll, als wäre es der Leib unseres Herrn, legte sie auf die Wage und dergewisserte sich, daß sie vollständig waren, oder doch ungefähr, obwohl die Juden und die Lombarden, durch deren Hand sie gegangen waren, sie schon ein wenig beschnitten hatten.

Danach sprach er noch sanfter zu ihnen denn zuvor:

„Oh, meine artigen Schafe, meine artigen Lämmlein! Ich will euch scheren. Es wird euch nicht wehe tun!“

Und seine große Schere ergreifend, beschnitt er die Goldstücke hier und da, denn er war es gewohnt, jede Münze, die er aus der Hand geben mußte, zu bescheiden. Und er sammelte den Abfall sorgfältig in einer Mulde, die schon von kleinen Goldspänen halbvoll war. Er hatte den Vorsatz, der heiligen Jungfrau volle zwölf Goldschafe zu schenken. Doch er glaubte sich nicht berechtigt, anders als nach dem Brauche zu handeln. Dies geschahen, suchte er in dem Pfänderschronle eine kleine blaue, mit Silber bestickte Börse, die ihm eine arme Wittib in ihrer Betrübniß gelassen hatte. Er wußte, daß Blau und Weiß die Farben der Jungfrau sind.

An diesem und dem folgenden Tage tat er weiter nichts. Doch in der Nacht vom Montag auf Dienstag bekam er Krämpfe und träumte, daß die Teufel ihn an den Füßen zerrten. Diesen Traum hielt er für eine Warnung des Herrn und der heiligen Jungfrau, bedachte ihn den ganzen Tag über in seiner Wohnung und ging dann am Abend hin, am der schönen schwarzen Muttergottes sein Opfer dazubringen.

Am selbigen Tage, als es Nacht ward, gedachte Florent Guillaume betrübten Sinnes, sein lustiges Lager zu besteigen. Er hatte den ganzen Tag wider Willen gefastet, vermeinend, daß ein guter Christ in der glorreichen Osterwoche nicht fasten solle. Bevor er in seinem Glodenstuhle zur Ruhe ging, betete er inbrünstig zur schönen Muttergottes von Puy. Sie stand noch inmitten der Kirche an der nämlichen Stelle, wo sie sich am Karfreitag der Anbetung der Frommen dargeboten hatte. Sie war klein und schwarz und trug einen Mantel, der von Gold, Juwelen und Perlen glänzte. Auf ihrem Schoße hielt sie das Jesuskind, schwarz wie sie, das aus einem Spalt ihres Mantels hervorsah. Das war das wunderbare Gnadenbild, das der heilige Ludwig vom ägyptischen Sudan als Geschenk erhalten und eigenhändig in die Kirche von Amis getragen hatte.

Die Pilger waren fort, die Kirche düster und leer. Die letzten Opferspenden lagen zu Füßen der schönen schwarzen Muttergottes auf einem von Kerzen beleuchteten Tische. Man erblickte ein Haupt, Herzen, Hände, Füße und Brüste aus Silber, ein goldenes Schiffslein, Eier, Brot, Käse von Aurillac, und in einer Mulde, die voller Groschen, Heller und Pfennige war, eine kleine blaue, mit Silber bestickte Börse. In diesem Tische saß in einem großen Stuhle der Priester, der die Spenden bewachte, und schlief.

Florent Guillaume kniete vor dem Heiligenbild nieder und sprach inbrünstig dieses fromme Gebet:

„Heilige Jungfrau, so wahr der Prophet Elias Dich vor Deiner Empfängnis mit den Augen des Geistes erblickte und mit eigener Hand Deine heilige Gestalt, vor der ich hier kniee, in Federnholz nachbildete; so wahr später König Ptolomäus, der von den Wündern erfuhr, die dieses Bild wirkte, es den jüdischen Priestern wegnahm, nach Aegypten entführte und es, mit Juwelen bedeckt, im Tempel der Gözenbilder aufstellte; so wahr Rebuladnegar, der Besieger Aegyptens, es gleichermäßen fortnahm und in seinen Schatz bringen ließ, allwo es die Sarazenen fanden, als sie Babel eroberten; so wahr der Sudan es in seinem Herzen über alles liebte und es wenigstens einmal am Tage anbetete; so wahr besagter Sudan es unserm heiligen König Ludwig nie geschenkt hätte, wenn nicht sein Weib, eine Sarazenin, doch voller Bewunderung für Ritterlichkeit und Geldentum, ihn bewogen hätte, es dem besten Ritter und Helden der Christenheit zu geben; kurz, so wahr dieses Bild, wie ich fest glaube, wunderthätig ist, so laß es ein Wunder tun, heilige Jungfrau, für den armen Schreiber, der so manches Mal Deinen Ruhm und Preis auf das Pergament der Nehbücher schrieb. Er heiligte seine sündigen Hände, indem er mit schöner Schrift, in großen roten Anfangsbuchstaben die fünfzehn Freuden unserer lieben Frau in der Volkssprache wohlgeremt ab schrieb, zum Trost der Betrübten. Das ist ein gutes Werk. Schau auf ihn herab, heilige Jungfrau, und siehe seine Sünden nicht an. Gib ihm zu essen. Das wird für mich sehr erprießlich sein und für Dich sehr ehrenvoll, denn dieses Wunder wird jedem, der die Welt kennt, nicht gering erscheinen. Du empfindest heute zur Spende Gold, Eier, Käse und eine kleine blaue, mit Silber gestickte Börse. Ich nehme Dir, heilige Jungfrau, keine der Gaben, die Du empfindest. Du hast sie verdient und mehr als das. Ich bitte Dich nicht, mir wiederzugeben, was mir ein Dieb, namens Jacques Coquedouille taubte, welcher einer der angesehensten Bürger unserer Stadt Puy ist. Nein, alles worum ich Dich bitte, ist, mich nicht Hungers sterben zu lassen. Und so Du mir diese Huld erweist, will ich eine ansführliche und schöne Geschichte Deines heiligen Bildes, vor dem ich kniee, verfassen.“

Also betete Florent Guillaume. Dem leisen Hauche seines Gebetes antwortete nichts als die tiefen, friedlichen Atemzüge des schlafenden Wächters. Der arme Schreiber erhob sich, ging lautlos durch das Schiff, denn er war so leicht geworden, daß man ihn nicht mehr hörte, und erklomm nüchternen Magens die Treppe, die so viele Stufen hatte, als es Tage im Jahr gibt.

Derweil war Frau Hsabeau unter dem Gitter des Kreuzganges hindurch in ihre Kirche geschlüpft. Die Pilger hatten sie daraus vertrieben. Denn sie liebte Frieden und Einsamkeit. Sie kam vorzüglich näher, langsam einen Fuß vor den andern setzend, blieb stehen, reckte den Hals aus, warf misstrauische Blicke nach rechts und links; dann hüpfte sie tapfer, mit dem Schwanz wadelnd, auf die schwarze Dame zu, blieb eine Weile unbeweglich sitzen, beobachtete den schlafenden Wächter, blickte und lauschte mit scharfem Auge und Ohr in das stille Dunkel und schwang sich dann mit kräftigem Flügel Schlag auf den Opfertisch.

Florent Guillaume hatte sich im Glodenstuhle zur Ruhe gelogt. Es war kalt draußen. Der Wind pfiß durch die Schalldämpfer mit Flöten- und Orgellang, der die Eulen und Raben erschreute. Doch das war nicht die einzige Unbill dieses Obdaches. Seit dem Erdbeben von 1427, das die ganze Kirche erschütterte hatte, fiel der Glodenturm Stein für Stein ab und drohte bei einem Sturm völlig einzustürzen. Die heilige Jungfrau hatte dieses Unheil zugelassen wegen der Sünden des Volkes. Trotzdem schlief Florent Guillaume ein. Und das ist ein Zeichen seines reinen Herzens. Was er träumte, weiß man nicht mehr, ausgenommen, daß es ihn in seinem Schlafe bedünkte, als ob eine sehr schöne Dame ihn auf den Mund küßte. Doch als seine Lippen diesen Kuß erwidern wollten, schluderte er zwei bis drei Kelleraffeln, die auf seinem Gesicht herumtröchen und seinem schlummernden Geiste diese Täuschung bereitet hatten. Darob erwachte er, hörte ein Flügeltauschen zu seinen Häupten und glaubte, es sei ein Teufel, was zu

glauben ja nahe lag, maßen die Teufel die Menschen in großen Etagen zu plagen pfliegen, insonderheit des Nachts. Doch in diesem Augenblick drang der Mond durch die Wolken; er erkannte Frau Hsabeau und sah, daß sie in das Mauerloch, das ihr zur Vorratskammer diente, eine blaue, mit Silber bestickte Börse stopfte. Er stürzte sie nicht; doch als sie ihren Schlupfwinkel verlassen hatte, kletterte er auf einen Balken, nahm die Börse, öffnete sie und gewahrte, daß sie zwölf güldene Groschen enthielt. Diese tat er in seinen Gürtel und sagte der schönen schwarzen Dame von Puy Dank, denn als Schreiber war er bewandert in der heiligen Schrift, und es war ihm bewußt, daß der Herr seinen Propheten Elias durch einen Raben gespeist hatte, woraus er entnahm, daß die Mutter Gottes ihrem Schreiber Florent Guillaume durch eine Eßter zwölf Groschen gesandt hatte.

Am folgenden Tage aßen Florent und Margarete eine Schüssel Kalbsaugen, wonach sie seit Jahren sehr geküßete.

Hier endet das Wunder der Eßter. Möge dem, er es erzählt hat, ein sanftes und friedliches Leben beschieden sein, wie er es wünscht, und denen, die es lesen, möge alles Gute geschehen.

Kunstliteratur.

Wilhelm Busch. Von Hermann, Wolf und Otto Nöldke. (Verlag von Lothar Joachim in München.) — Wilhelm Busch ist nie ein Finanzgenie gewesen. Seine Verleger erwarben durch ihn Millionen, während er selbst, auch als er schon weltberühmt geworden war, sich mit einem mäßigen Wohlstand begnügte. Seine glücklichen Erben, die Gebrüder Nöldke, sind dem Onkel Wilhelm hierin nicht ähnlich. Sie kennen den Marktwert des künstlerischen Nachlasses sehr genau und suchen aus jedem betriebslosen Papierstückchen Geld zu machen. Kein Mensch wird ihnen das verargen; es ist das gute Recht der biederen Landgeistlichen, in den Geschäften geistlicher zu sein als der berühmte Erbhöf, der statt der drei Millionen, auf die man ihn taxierte, nur lumpige 300 Talle hinterlassen hat. Wilhelm Busch liebte es nicht, daß Klatsch und Tratsch über sein persönliches Leben und Treiben an die Öffentlichkeit gebracht wurde. Er haßte fern von der großen Welt in ländlicher Stille als beschaulicher Einsiedler, wies alle Besuche sogenannter, Verehrer prinzipiell zurück und konnte sehr unangenehm werden, wenn er merkte, daß man ihn interviewen oder sonst irgendwie ausspionieren wollte. Die Gebrüder Nöldke huldigen auch in dieser Hinsicht einer ungleich moderneren und praktischeren Lebensanschauung. Sie machen aus ihren Herzen keine Wäldergruben und plaudern wortreich und ausführlich alles aus, was sie aus einem jahrzehntelangen persönlichen Verkehr mit dem Onkel zu berichten wissen. Auch dies wird ihnen an und für sich niemand übel nehmen; die Kenntnis von intimen Zügen aus dem Leben eines großen Künstlers kann zum tieferen Verständnis seines Wesens und Schaffens erheblich beitragen und nur bornierte Spießer klagen in solchen Fällen über Taktlosigkeit und Indiskretion. Freilich pflegt nicht alles interessant und wichtig zu sein, was sich von der alltäglichen Lebensführung eines Künstlers erzählen läßt, und es gehört immerhin ein wenig Geschmack und Verständnis dazu, um aus der Fülle des Materials das für die Publikation Geeignete herauszufinden. Die Herren Nöldke haben diese Eigenschaften in ihrer Busch-Biographie leider nicht immer bewiesen. Was sie vom Lebensgang ihres Onkels erzählen, war fast durchweg schon bekannt, und die Intimitäten, die sie ausstrahlen, können mit wenigen Ausnahmen nur die Neugier eines minderwertigen Philisterpublikums befriedigen. Von Mitteilungen, die über das innere Leben des Menschen und Künstlers Aufschluß geben könnten, findet sich in dem umfangreichen Werk kaum eine Spur. Es scheint vielmehr, daß die Individualität Wilhelm Buschs den guten Reffen selber ein Buch mit sieben Siegeln gewesen und geliebt ist. Oder sollte Busch durch den jahrelangen täglichen Verkehr mit dörflichen Kirchenlichtern wirklich der verstaubteste Trottelgeiß geworden sein, als der er nach den Darstellungen namentlich des Herrn Hermann Nöldke (Welt- und Lebensanschauung S. 111—160) uns erscheint? In peinlichem Kontrast zu der geistigen Dürftigkeit des Buches steht der selbstbenutzte Ton, in dem die Herren ihr gleichgültiges persönliches Urteil über einzelne Werke Buschs zum besten geben, sowie die Behäuflichkeit, mit der sie unbehagliche Kritiker anempfehlen, die an dem Arrangement ihrer Buschausstellungen einiges auszuweisen gehabt haben. Das weitläufige Wertvollste an dem Buch sind, abgesehen von den zahlreichen, zum Teil sehr interessanten und durchweg vorzüglich reproduzierten Zeichnungen und Studien, die Auszüge aus Briefen von Wilhelm Busch und die „Sprüder“, eine Anzahl von geistreichen und formvollendeten Aphorismen in Vers und Prosa. (Der Preis des Leinwandbandes ist 10 M.)

Geschichte der Kunst in Großbritannien und Irland von Sir Walter Armstrong. (Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart.) — Dieses Buch ist gleichzeitig in fünf Sprachen erschienen. Es bildet den Anfang einer Reihe von kurzgefaßten Darstellungen der Kunstgeschichte einzelner Länder und Epochen, zu deren Herausgabe sich eine Anzahl der bedeutendsten Kunstgelehrten der zivilisierten Welt zusammengetan hat. In den nächsten Bänden sollen behandelt werden: die deutsche, flämische,

französische, holländische, italienische, spanische, portugiesische, germanische, griechische, byzantinische, nordamerikanische, ägyptische, chinesische, japanische und indische Kunst. Die Bücher sind in erster Linie gedacht als Kunstführer auf Reisen durch die betreffenden Länder. Dementsprechend haben sie den Umfang und das bequeme Format der bekannten Wäbeler-Bände. Auch die sehr zahlreichen Illustrationen (das vorliegende Buch enthält 300 Abbildungen und 4 Farbentafeln) sollen vor allem den Bedürfnissen der Reisenden dienen, indem sie die Erinnerung an die Originale wachrufen. Für andere Zwecke sind sie wegen ihres allzu kleinen Formats kaum geeignet. Diese Geschichte der englischen Kunst gibt in ihren textlichen Ausführungen aber erheblich mehr als die flüchtig orientierende Uebersicht, die dem normalen Touristen zu genügen pflegt. Sie ist eine wertvolle Studie von selbständiger wissenschaftlicher Bedeutung. Der Verfasser Walter Armstrong, der sich als Leiter der National-Galerie von Irland und als kunsthistorischer Schriftsteller einen Namen gemacht hat, schildert in knapper, aber sehr lebendiger Sprache den Entwicklungsgang der englischen Kunst von den ältesten primitiven Zeiten bis auf die Gegenwart. Ein nicht zu unterschätzender Vorzug seines Buches besteht darin, daß er neben der Architektur, der Plastik und der Malerei auch das Kunstgewerbe in ausführlicher Darstellung als gleichberechtigten Faktor berücksichtigt. Das ist namentlich für uns Deutsche von Wert, da bekanntlich unsere modernen Bestrebungen auf kunstgewerblichem Gebiet von den Leistungen der Engländer stark und mannigfaltig beeinflusst sind. Ein sehr sorgfältig ausgearbeitetes Namenverzeichnis erleichtert die Benutzung des Buches als Nachschlagewerk. (Der Preis des solide gebundenen Bandes beträgt 6 M.)

Geschichte der Malerei von Richard Muther. (Konrad Grethleins Verlag in Leipzig.) Als vor anderthalb Jahrzehnten Muthers epochenmachende „Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert“ erschien, stand die moderne Kunst noch mitten im Streite und ihre kritischen Vorkämpfer begrüßten das Werk des jungen Münchener Privatdozenten als wertvolles Kampfmittel gegen die Vertreter der alten Richtung. Muther wurde von den einen verhimmelt, von den anderen verlästert, aber von keiner Seite gerecht gewürdigt. Die Gegenpartei klammerte sich an seine Gemohnheit, die benutzten Quellen nicht immer genau anzugeben, und warf ihm geistigen Diebstahl vor. Seine Anhänger ließen sich durch die frohe Kampfstimmung, den hinreichenden Schwung und die Eleganz der Mutherschen Schreibweise bestechen und übersahen die mancherlei schweren und verhängnisvollen Mängel seiner Methode. Heute, wo die moderne Kunst den Sieg auf der ganzen Linie errungen hat, wo das Ziel erreicht ist, um das damals noch heiß gekämpft wurde, heute sehen wir das, was Muther geleistet und was er verfehlt hat, mit ruhigeren und klarer abwägenden Blicken an. Sein neues großes Werk, das jetzt ein halbes Jahr nach seinem Tode erschienen ist, zeigt uns deutlich alle Vorzüge und Mängel der Methode und Darstellungsweise des ebenso geistreichen und temperamentvollen wie einseitigen Mannes. In großen Zügen, in einer Art Freskostil schildert es den Entwicklungsgang der Malerei vom Mittelalter bis auf die Neuzeit. Muther charakterisiert lebendig, klar und leicht verständlich die einzelnen Epochen und zeigt, wie ein Kunststil aus dem anderen sich entwickelt, die Herrschaft des einen die des anderen verdrängt hat. Aber er verzichtet fast gänzlich darauf, die tieferen, kultur- und wirtschaftsgeschichtlichen Ursachen der Stilwandlungen darzulegen. Phrasen wie „Geist des Zeitalter“ und „Zivilisationsatmosphäre der Epoche“ müssen ihm über Schwierigkeiten hinweghelfen, die nur durch die Anwendung der materialistischen Forschungsmethode zu lösen sind. Aber auch den rein künstlerischen Problemen wird Muther keineswegs vollkommen gerecht. Der behandelte Stoff, der Inhalt der Kunstwerke, gilt ihm noch immer für wichtiger als die Form. Die Analyse der formalen Kunstelemente hält er zwar für eine „lehrreiche Sache“, die aber doch „zu steril ist, um das Lebensblut für eine Wissenschaft abzugeben“. Ganz naiv sagt er: „Ich danke für den Sekt, der mich nur zu Betrachtungen über seine Herstellungsart anregt. Und ich verzichte auch gern auf jeglichen Kunstgenuss, wenn er nichts anderes sein soll als ein Nachdenken über konvergierende und divergierende Linien.“ Das heißt auf Deutsch: Ich begnüge mich, um die Dinge herumzureden, anstatt auf den Kern der Erscheinungen einzugehen; ich will kein Mann der Wissenschaft, sondern nur ein unterhaltender Plauderer sein. Daß Muther das letztere ist, wird ihm keiner bestreiten können. Sein Buch ist interessant und anregend von der ersten bis zur letzten Seite, aber den Anforderungen, die man an eine moderne Kunstgeschichte stellen muß, genügt es nur sehr unvollkommen. Wer eine geistreiche, amüsante, über die Künstler und ihre Werke stofflich orientierende Einführung in die Geschichte der Malerei sucht, nehme das Buch zur Hand; er wird manches Lehrreiche darin finden und an der Lektüre vielen Genuß haben. Wer aber in der Kunst nur die letzten Ausstrahlungen elementar wirkender wirtschaftlicher Faktoren sieht und über diese tiefsten inneren Zusammenhänge aufgeklärt zu werden wünscht, dem kann Muthers Werk keine Befriedigung gewähren. — Der Preis der schön ausgestatteten und reich illustrierten drei Bände beträgt 36 M. Ein kurzer und nur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts reichender Auszug aus dem Werke ist übrigens schon vor zehn Jahren in der Sammlung

Götchen erschienen. Er umfaßt fünf kleine Bände (Nr. 107—111), von denen jeder 80 Pf. kostet.

Geschichte der Kunst. In dreitausend Tafeln mit begleitendem Text. Herausgegeben von Ludwig Justi. (Verlag von Fischer u. Franke in Berlin.) — Von diesem im größten Maßstab angelegten Lieferungswerke sind bis jetzt drei Hefte erschienen, die die italienischen Maler Giotto, Masaccio und Botticelli behandeln und zu dem vom Herausgeber Justi verfaßten Bande „Die italienische Malerei des 15. Jahrhunderts“ gehören. Das ganze Werk wird 14 Bände (a 12 Lieferungen) umfassen, von denen 3 der Baukunst, 4 der Plastik und 7 der Malerei gehören sollen. Jede Lieferung (Subscriptionspreis 1 Mk., Einzelpreis 1,20 Mk.) bringt 16 Bildtafeln in Großquartformat und 12 Seiten Text. Die Bilder sind die Hauptsache, der Text beschränkt sich auf kurze allgemeine Einleitungen und eingehendere Erklärungen der einzelnen reproduzierten Kunstwerke. Der Wert der Publikation besteht vor allem in der Vortrefflichkeit des Bildmaterials, daneben aber auch in den knappen, lehrreichen und leichtfaßlichen Erläuterungen Justis. Der Leser wird nicht nur zum Verständnis der betreffenden altitalienischen Gemälde, sondern überhaupt zum richtigen methodischen Betrachten von Werken der Malerei angeleitet. Er lernt die wichtigsten ästhetischen und künstlerisch-technischen Grundbegriffe und Grundzüge an den erläuterten Beispielen sozusagen praktisch kennen und gewinnt allmählich die Fähigkeit, sich über seine Eindrücke sowie über die Mittel durch die die Künstler und Kunstwerke auf ihn wirken, klare Rechenschaft zu geben. Die äußere und innere Anlage des Werkes ist vortrefflich; ein Urteil im einzelnen wird man sich allerdings erst bilden können, wenn ein umfangreicheres Material vorliegt.

Albrecht Dürer. Sein Leben und eine Auswahl seiner Werke. Von Dr. Friedrich Richter. (Verlag von Fr. Seybolds Buchhandlung in Ansbach.) — Das im Auftrag der Nürnberger Lehrervereinigung für Kunstziehung und mit Unterstützung der Stadt Nürnberg herausgegebenen Hefte enthält eine schlichte und anschauliche Darstellung vom Lebens- und Entwicklungsgange Dürers, eine Auswahl von 51 Werken (Meisterstücken, Tafelbildern, Porträts, Zeichnungen usw.) in tadelloser Reproduktion und vortreffliche Anleitungen zum Betrachten dieser Werke. Der Verfasser hat mit gebiegener Sachkenntnis und feinstem Taktgefühl all das ausgewählt, was vom Schaffen des großen Künstlers für uns heute noch lebendig ist. Es stellt Dürer als den Bahnbrecher einer neuen Kunstauffassung dar, die in mancher Richtung bis in unsere Gegenwart hinein fortwirkt. Das in jeder Hinsicht glänzend ausgestattete, 10 Bogen im Format 27 : 37½ Zentimeter umfassende Heft ist für den staunenswerten geringen Preis von 1,50 Mk. zu haben. Es kann namentlich auch als Geschenk für die reifere Jugend warm empfohlen werden.

John Schikowski.

Neue Gedanken Leo N. Tolstois.

Zusammengestellt und übersetzt von Adolf Heß.

In unserer Zeit des Weltverkehrs ausschließliche Liebe zum eigenen Volk und Bereitschaft zum Herfallen über andere, oder kriegerischen Schutz gegen fremde Angriffe zu predigen, ist fast dasselbe, wie wenn man Dorfbewohnern empfiehlt, nur ihr Dorf zu lieben, in jedem Dorf Truppen zu sammeln und Festungen zu bauen. Hohe Vaterlandsliebe, die die Bewohner eines Landes früher vereinte, bedeutet in unserer Zeit, wo die Menschen durch Verkehrsmittel, Handel, Industrie, Kunst, Wissenschaft und besonders durch das sittliche Bewußtsein vereint sind, keine Vereinigung mehr, sondern Trennung.

Familienfönn und Vaterlandsliebe hält man oft für Tugenden. Darin liegt eine große Gefahr. Natürlich bedeuten sie nichts Schlimmes — das weiß jeder von selbst. Sie bedeuten aber nur solange nichts Schlimmes, bis man aus Anhänglichkeit an die Familie oder aus Vaterlandsliebe anderen Böses zufügt. Sobald man aber aus Liebe zu den Angehörigen andere schädigt, wie z. B. Leute tötet, die andere ausplündern, damit es ihrer eigenen Familie gut geht, oder mit fremden Völkern Krieg führen und aus Vaterlandsliebe Menschen töten, ist das keine Tugend mehr, sondern ein großes Laster.

Wahre Weisheit lehrt, daß die Grundlage der Gedanken und Empfindungen eines Weisen und Heiligen in allen verschiedenen Menschen ein und dieselbe ist und daß die Eigenschaften des Weisen und Heiligen sich mit denen beden, die der gewöhnliche Mensch bei den alltäglichen Dingen anwendet.

Weise und Heilige, die Lehrer der Menschheit zeigen nur besonders deutlich, was allen Menschen gemeinsam ist. Das Licht, das von ihnen ausgeht, ist nichts anderes als eine Offenbarung der Macht, die allen Menschen innewohnt.

Es gibt nur einen Reichtum, der nicht abnimmt; soviel man auch davon ausgibt, um so mehr wird es. Das ist der Reichtum der Weisheit. Diesen Reichtum muß man durch Gedankenarbeit erwerben.

Wie abscheulich muß eine Weltordnung sein, bei der die Reichen, die von der Arbeit der Armen leben, wohnen, sich nähren und kleiden, glauben können, sie seien — Wohlthäter der Armen!

Die Hilfe, die die Reichen offen den Armen erweisen, ist im besten Falle Sache der Höflichkeit, aber nicht ein Zeichen der Barmherzigkeit. Jemand fragt uns, wie er da und dahin gelangt. Aus Höflichkeit bleibt man stehen und sagt es ihm. Ein anderer bittet um 5 Kopeken, 5 oder 10 Rubel. Hat man das Geld übrig, so muß man es ihm geben; das ist ebenfalls Sache der Höflichkeit, hat aber mit Barmherzigkeit nichts zu tun.

Warum sind das Christentum und alle Religionen so verdorben, warum ist die Sittlichkeit so gesunken? Ein Grund: Der Glaube an die wohlthätigen Folgen einer auf Gewalt gegründeten Staatsverfassung.

In der Jugend glaubt man, die Bestimmung der Menschheit sei beständige Vervollkommnung, und es sei möglich und sogar leicht, alle Menschen zu bessern und alle Laster und alles Unglück zu beseitigen. Diese Träume sind nicht lächerlich, sondern im Gegenteil liegt in ihnen weit mehr Wahrheit als in den Urteilen alter Leute, die ihr ganzes Leben nicht so verbracht haben, wie es sich gehört, und nun anderen raten, nichts zu wünschen und zu hoffen, sondern wie Tiere zu leben.

Der Fehler in den Träumen der Jugend ist nur der, daß die jungen Leute die Vervollkommnung der eigenen Person auf andere übertragen.

Kleines feuilleton.

Ein Jahr von dreizehn Monaten. Auf dem panamerikanischen wissenschaftlichen Kongress, der vor kurzem in Santiago de Chile zusammentrat, brachte der Delegierte Perus, Herr Hesse, eine kühne Kalenderreform in Vorschlag: er möchte den alten Gregorianischen Kalender, der sich längst überlebt hat, abschaffen, um ihn durch einen weniger willkürlichen und den Mondphasen besser angepaßten Kalender zu ersetzen. „Nach diesem Projekt,“ so schreibt die „American Review of Reviews“, „würde das Jahr dreizehn Monate von je vier Wochen haben, und diese Monate würden genau dem Mondmonat entsprechen. Verschwinden würde also die ganz unerklärliche Anomalie, die zur Folge hat, daß nicht alle Monate eine gleiche Anzahl von Tagen haben; außerdem würde zwischen dem Tage der Woche und dem Datum, das dieser Tag im Monat führen würde, immer die richtige Beziehung bestehen: der Montag z. B. würde immer der 1., der 8., der 15. oder der 22. des Monats sein usw. Kurz, man würde, wenn man ein bestimmtes Datum zu ermitteln hätte, auf der Stelle wissen, um welchen Tag der Woche es sich handelt.“ Der Erfinder des neuen Kalenders hat dem neuen Monat, den er einführen möchte, auch schon einen Namen gegeben: er nennt ihn Trezember. In dem jetzt geltenden Kalender sind die Namen der Monate teils willkürlich, teils geradezu unvernünftig erfunden. Der Monat November z. B. ist nicht der neunte, sondern der elfte Monat des Jahres, und der Monat Dezember ist nicht der zehnte, sondern der zwölfte. Die Reform, die der peruanische Astronom vorschlägt, sucht bezüglich des neuen Monats diese Anomalie zu vermeiden, denn der Name Trezember würde genau dem dreizehnten Rang entsprechen, den der neue Monat im Jahre einnehmen soll. 13 Monate von je 28 Tagen ergeben zusammen 364 Tage. Es würde also noch ein Tag übrig bleiben, und Herr Hesse möchte diesen Tag, der nicht datiert werden soll, zu einem Weltfeiertag machen; in einem Schaltjahre müßte es statt eines zwei Weltfeiertage geben. Der neue Kalender wäre eine Subjigung und eine Verbeugung vor der Allmacht des Mondes. Die Entdeckungen der Wissenschaft lassen die große Rolle, die dieses Gestirn im Leben der Erde spielt, immer schärfer hervortreten. Trotzdem dürfte die vorgeschlagene Kalenderreform noch recht lange auf sich warten lassen. Die durch den Gregorianischen Kalender sanktionierten Neuerungen stützten sich auf die Autorität der Wissenschaft, und die Astronomen des päpstlichen Hofes hatten die von dem Julianischen Kalender begangenen Irrtümer mit mathematischer Genauigkeit richtiggestellt, und trotzdem weigern sich Rußland und alle Völker Osteuropas, die nach griechisch-orthodoxem Ritus feiert werden, seit mehr als drei Jahrhunderten beharrlich, eine Kalenderreform durchzuführen. Man darf also annehmen, daß eine vollständige Umwälzung aller Gebräuche der zivilisierten Völker noch weit größeren Schwierigkeiten begegnen würde, zumal da es sich um einen neuen Mondkalender handeln würde, dessen wissenschaftliche Daseinsberechtigung durchaus nicht exakt und lückenlos bewiesen werden könnte.